ALTER ORDEN VOM ST. GEORG
genannt
Orden der Vier Römischen Kaiser

Thomas-Morus-Preis des Alten Ordens vom St. Georg an Univ.-Prof. DDr. Johannes Huber

Wahrheit, Gewissen und wissenschaftliche Verantwortung

Bericht über die feierliche Verleihung des Thomas-Morus-Preis 2026 im Stift Heiligenkreuz



DDr. Matthias Beck, Dr. Gudula Walterskirchen, Prinz Gundakar Liechtenstein, DDr. Johannes Huber, Pater Prior Johannes Paul

Im feierlichen Rahmen des Stiftes Heiligenkreuz wurde Univ.-Prof. DDr. Johannes Huber mit dem Thomas-Morus-Preis des Alten Ordens vom St. Georg geehrt. Die Auszeichnung würdigt Persönlichkeiten, die sich durch ihre Treue zum Gewissen, ihre Standhaftigkeit gegenüber gesellschaftlichem und beruflichem Druck sowie ihren Einsatz für Wahrheit, Gerechtigkeit und die Würde des Menschen auszeichnen. Die Veranstaltung verband die Erinnerung an das historische Vorbild des heiligen Thomas Morus mit grundlegenden Fragen nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Glauben, der Freiheit des Denkens und der Verantwortung des Einzelnen gegenüber Gesellschaft und Mitmenschen.

Gudula Walterskirchen – Begrüßung und Einführung



Die Publizistin und Jurymitglied Gudula Walterskirchen eröffnete die Feierlichkeiten und führte durch das Programm des Abends. In ihrer Begrüßung dankte sie dem Stift Heiligenkreuz für seine Gastfreundschaft und würdigte die musikalische Gestaltung mit Werken von Franz Liszt, Frédéric Chopin und Robert Schumann, die dem Festakt einen besonderen kulturellen Rahmen verlieh.

Walterskirchen betonte die Bedeutung einer Auszeichnung, die nicht allein wissenschaftliche oder berufliche Leistungen anerkennt, sondern vor allem die persönliche Haltung eines Menschen würdigt. Sie stellte den Preisträger Johannes Huber und seinen Laudator Matthias Beck als zwei Persönlichkeiten vor, deren Lebenswege bemerkenswerte Gemeinsamkeiten aufweisen. Beide verbinden medizinische und theologische Bildung, beschäftigen sich mit ethischen Grundfragen des menschlichen Lebens und setzen sich für einen Dialog zwischen naturwissenschaftlicher Erkenntnis und religiösem Denken ein. Gerade angesichts gesellschaftlich kontroverser Fragen der Bioethik sei diese Verbindung von besonderer Bedeutung.

Zugleich erinnerte Walterskirchen an den Wert der Laudatio als einer öffentlichen Würdigung menschlicher Verdienste. In einer Zeit, in der gesellschaftliche Debatten häufig von Kritik und persönlicher Abwertung geprägt seien, verdiene die bewusste Anerkennung positiver Leistungen besondere Aufmerksamkeit. Damit leitete sie zu jenem Grundgedanken über, der den Abend prägen sollte: der Würdigung einer Persönlichkeit, die wissenschaftliche Leistung, Gewissensfreiheit und persönliche Überzeugung miteinander verbindet.



Pater Prior Johannes Paul – Begrüßung durch das Stift Heiligenkreuz

In Vertretung von Abt Maximilian begrüßte Pater Prior Johannes Paul die Festgäste im Stift Heiligenkreuz und überbrachte die herzlichen Grüße des verhinderten Abtes. Er hob die traditionsreiche Gastfreundschaft des Klosters hervor und unterstrich, dass das Stift bereits zum dritten Mal den feierlichen Rahmen für die Verleihung des Thomas-Morus-Preises bilden dürfe.

Der Prior erinnerte an das besondere Anliegen dieser Auszeichnung: Geehrt werden Menschen, die in ihrem beruflichen und öffentlichen Leben für den Vorrang der Wahrheit und für Gerechtigkeit eingetre-

ten sind und dafür persönliche Nachteile auf sich genommen haben. Darin liege die unmittelbare Verbindung zum heiligen Thomas Morus, der seine Gewissensüberzeugung selbst angesichts staatlicher Verfolgung nicht preisgegeben habe.

Mit dieser Einordnung verdeutlichte Pater Johannes Paul, dass die Preisverleihung mehr als eine gesellschaftliche Ehrung darstellt. Sie erinnert an die moralische Verantwortung des Menschen, die eigene Überzeugung auch unter schwierigen Umständen zu bewahren. Das Stift Heiligenkreuz biete dafür nicht nur einen würdigen historischen Rahmen, sondern auch einen geistlichen Ort, an dem Fragen nach Wahrheit, Glauben und menschlicher Verantwortung in besonderer Weise beheimatet seien.

Prinz Gundakar von und zu Liechtenstein – Ursprung, Bedeutung und Zielsetzung des Thomas-Morus-Preises



Der Gouverneur des Alten Ordens vom St. Georg, Prinz Gundakar von und zu Liechtenstein, erläuterte die Entstehungsgeschichte, die geistigen Grundlagen und die Vergabekriterien des Thomas-Morus-Preises. Ausgangspunkt seiner Ausführungen war das Apostolische Schreiben *E Sancti Thomae Mori* von Papst Johannes Paul II. vom 31. Oktober 2000, mit dem der heilige Thomas Morus zum Patron der Regierenden und Politiker erklärt wurde.

Thomas Morus verkörpere in besonderer Weise den Vorrang des Gewissens und der Wahrheit gegenüber politischer Macht. Sein Widerstand gegen die Forderungen König Heinrichs VIII. und sein Tod im Jahr 1535 machten ihn zu einem bleibenden Beispiel für persönliche Integrität und sittliche Standhaftigkeit. In diesem Sinne solle die vom Alten Orden vom St. Georg gestiftete Auszeichnung jene Persönlichkeiten ehren, die in ihrem eigenen Wirkungsbereich vergleichbare Haltungen bewiesen haben.

Der Gouverneur berichtete, dass die Stiftung der Thomas-Morus-Medaille aus dem Bestreben hervorgegangen sei, die Botschaft Papst Johannes Pauls II. dauerhaft in das Bewusstsein der Öffentlichkeit zu tragen. Zu diesem Zweck wurde eine künstlerisch gestaltete Silbermedaille geschaffen und ein achtköpfiges Auswahlgremium eingerichtet, das sich alle fünf Jahre neu konstituiert. Die Auszeichnung soll in unregelmäßigen Abständen an Persönlichkeiten insbesondere aus Politik, Medizin, Wissenschaft, Wirtschaft, Recht und Publizistik vergeben werden.

Ein zentrales Auswahlkriterium sei dabei nicht allein die fachliche Leistung, sondern der nachweisbare persönliche Einsatz für grundlegende moralische Überzeugungen, insbesondere wenn daraus berufliche, gesellschaftliche oder wirtschaftliche Nachteile entstehen. Der Gouverneur verwies in diesem Zusammenhang auf das Naturrecht als Maßstab menschlichen Handelns.

Aus dieser christlich-naturrechtlichen Perspektive dürfe staatlich gesetztes Recht den grundlegenden sittlichen Anforderungen, die sich aus der Würde des Menschen ergeben, nicht widersprechen. Gewissen, Wahrheit und moralische Verantwortung müssten deshalb auch dort Geltung beanspruchen, wo sie mit Mehrheitsmeinungen oder politischen Interessen in Konflikt geraten.

Zur Verdeutlichung erinnerte Prinz Liechtenstein an die bisherigen Träger der Auszeichnung. Im Jahr 2018 wurde Kardinal Ernest Simoni geehrt, der unter dem kommunistischen Regime Albaniens jahrzehntelange Verfolgung, Haft und schweres persönliches Leid ertragen hatte, ohne seinen Glauben aufzugeben. Die zweite Verleihung erfolgte 2023 an den italienischen Politiker und Rechtsphilosophen Rocco Buttiglione. Dessen Festhalten an seinen katholischen Überzeugungen hatte im Zusammenhang mit seiner vorgesehenen Berufung in die Europäische Kommission erhebliche politische und persönliche Konsequenzen nach sich gezogen.

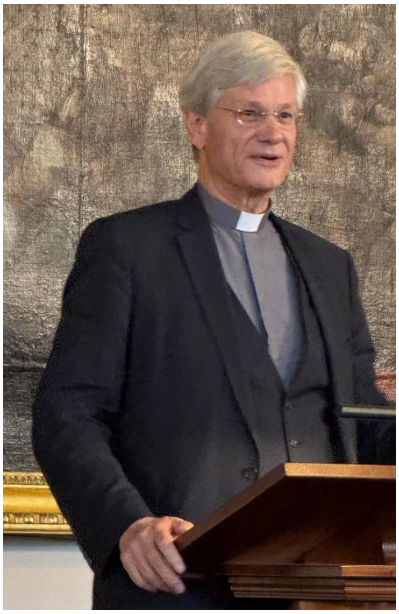
Beide Lebenswege verdeutlichten nach Auffassung des Gouverneurs, dass Gewissensfreiheit nicht nur ein abstraktes Prinzip darstellt, sondern unter Umständen erhebliche persönliche Opfer verlangt. Besonders gedachte er auch des verstorbenen früheren Abtes Gregor Henckel-Donnersmarck, der dem Auswahlgremium angehört und die bisherigen Preisverleihungen maßgeblich begleitet hatte.

Mit der Ehrung von Johannes Huber setze der Orden diese Tradition fort. Der Gouverneur gab außerdem bekannt, dass die Auszeichnung mit einer Zuwendung von 5.000 Euro für einen vom Preisträger bestimmten gemeinnützigen Zweck verbunden sei. Johannes Huber habe entschieden, diesen Betrag der Stiftung PRO ORIENTE zukommen zu lassen, die sich für die Verständigung und Annäherung zwischen den christlichen Kirchen einsetzt.

Abschließend bekräftigte Prinz Liechtenstein die Absicht des Alten Ordens vom St. Georg, den Thomas-Morus-Preis langfristig als Zeichen für Gewissensfreiheit, Verantwortung und christliche Standhaftigkeit zu etablieren.

Univ.-Prof. DDr. Matthias Beck – Laudatio auf Johannes Huber

Der Mediziner, Theologe und Universitätsprofessor Matthias Beck stellte seine Laudatio unter die drei christlichen Tugenden **Glaube, Hoffnung und Liebe**. Anhand dieser Leitbegriffe zeichnete er das wissenschaftliche, geistige und menschliche Wirken des Preisträgers nach. Aus einer jahrzehntelangen persönlichen Bekanntschaft würdigte er Johannes Huber als außergewöhnlich vielseitigen Wissenschaftler, der medizinische Forschung, philosophisches Denken und theologische Reflexion in fruchtbarer Weise miteinander verbinde.



Unter dem Leitgedanken des Glaubens betonte Beck zunächst die Notwendigkeit, den vielfach behaupteten Gegensatz zwischen Naturwissenschaft und Theologie zu überwinden. Beide Disziplinen beschäftigten sich auf unterschiedliche Weise mit der Wirklichkeit und suchten nach Erkenntnis. Unter Berufung auf Anselm von Canterbury erinnerte er daran, dass der christliche Glaube seit seinen geistigen Anfängen nicht nur Vertrauen, sondern auch vernünftige Reflexion beanspruche. Glaube müsse sich der kritischen Auseinandersetzung stellen und dürfe sich wissenschaftlicher Erkenntnis nicht verschließen. Johannes Huber verkörpere diese Haltung durch seine akademische Doppelqualifikation in Medizin und Theologie ebenso wie durch sein öffentliches Wirken.

Besonders hervor hob Beck Hubers Fähigkeit, Verbindungen zwischen unterschiedlichen Wissensgebieten herzustellen. Fragen der Genetik, Epigenetik und modernen Physik führten ihn immer wieder zu philosophischen Überlegungen über den Menschen und dessen Stellung im Universum. Diese interdisziplinäre Offenheit sei keine Schwäche wissenschaftlicher Arbeit, sondern Ausdruck einer umfassenden Suche nach Erkenntnis. Beck würdigte Huber daher als einen Gelehrten, der sich nicht auf die Grenzen eines einzelnen Fachgebietes beschränken lasse.

Die zweite Tugend, die Hoffnung, verband Beck mit dem menschlichen Streben nach Sinn und einer über das unmittelbar Erfahrbare hinausreichenden Zukunft. Ausgehend von Friedrich Schillers Gedicht „Hoffnung“ erläuterte er die christliche Vorstellung, dass der Mensch nicht ausschließlich auf seine biologische Existenz reduziert werden könne. Johannes Huber habe sich stets mit der Frage beschäftigt, ob menschliches Leben und Bewusstsein mit dem Tod endgültig enden oder ob eine darüber hinausreichende Wirklichkeit denkbar sei. Darin sah Beck eine wesentliche Verbindung zwischen Hubers medizinischer Tätigkeit und seinen theologischen Überzeugungen.

Zugleich betonte er, dass diese Hoffnung nicht mit unkritischer Gläubigkeit verwechselt werden dürfe. Vielmehr zeichne sich Hubers Haltung dadurch aus, dass er religiöse Überzeugungen begründen, hinterfragen und mit neuen Erkenntnissen in Beziehung setzen könne. Dies habe sich auch dort gezeigt, wo seine medizinischen Positionen, etwa auf dem Gebiet der Fortpflanzungsmedizin, nicht vollständig mit bestehenden kirchlichen Auffassungen übereinstimmten.

Die dritte Tugend, die Liebe, bildete den menschlichen Mittelpunkt der Laudatio. Beck unterstrich, dass ärztliche Tätigkeit über fachliche Kompetenz hinaus eine aufrichtige Zuwendung zum Menschen voraussetze. Johannes Huber habe durch seine langjährige Arbeit in der Frauenheilkunde, Endokrinologie und Reproduktionsmedizin nicht nur wissenschaftliche Entwicklungen vorangetrieben, sondern auch dazu beigetragen, bisher tabuisierte Themen einer offenen gesellschaftlichen Diskussion zugänglich zu machen. Insbesondere seine Forschungen zu hor-

monellen Veränderungen, zur Menopause und zu Fragen geschlechtlicher Entwicklung hätten wichtige Anstöße gegeben.

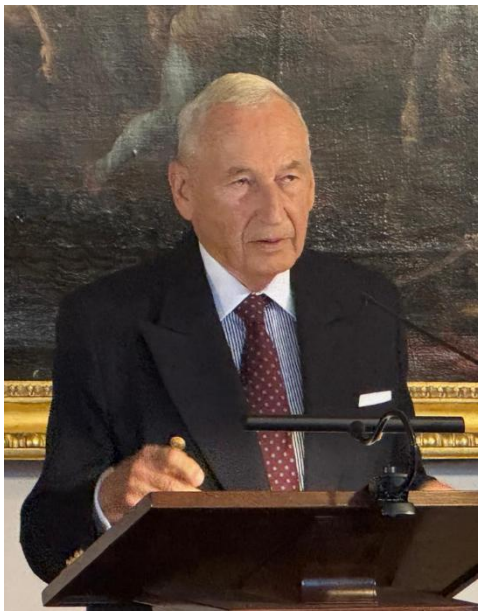


Beck erinnerte außerdem an die zahlreichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen, Auszeichnungen und internationalen Aktivitäten des Preisträgers. Dessen Einsatz für den Dialog zwischen Wissenschaft und christlichem Denken sei jedoch nicht immer auf Zustimmung gestoßen. Kritik, persönliche Angriffe und Vorwürfe vermeintlicher Unwissenschaftlichkeit hätten ihn dennoch nicht davon abgehalten, seine Überzeugungen öffentlich zu vertreten.

In dieser Standhaftigkeit erkannte Beck eine wesentliche Parallele zum Vorbild des heiligen Thomas Morus. Johannes Huber stehe für ein reflektiertes Christentum, das sich der Vernunft verpflichtet fühle und sich zugleich nicht auf naturwissenschaftlich Messbares beschränke. Seine Lebensleistung sei deshalb nicht nur wissenschaftlich, sondern auch durch ihren gesellschaftlichen, menschlichen und christlichen Beitrag bemerkenswert.

Beck schloss mit der Würdigung eines Mannes, der Glaube, Hoffnung und Liebe nicht lediglich als theoretische Begriffe verstehe, sondern in seinem beruflichen und persönlichen Leben sichtbar werden lasse.

Univ.-Prof. DDr. Johannes Huber – Wissenschaft, Glaube und die Verantwortung des Menschen



Im Mittelpunkt der persönlichen Ausführungen des Preisträgers stand die Überzeugung, dass Naturwissenschaft und religiöser Glaube nicht zwangsläufig im Widerspruch stehen müssen. Johannes Huber beschrieb diese beiden Zugänge zur Wirklichkeit vielmehr als unterschiedliche, einander ergänzende Perspektiven. Gerade der Arzt befinde sich in einer besonderen existenziellen Situation: Einerseits begleite er die Entstehung neuen Lebens, andererseits werde er fortwährend mit Krankheit, Leiden, Sterben und der Endlichkeit menschlicher Existenz konfrontiert. Aus diesen Erfahrungen erwachse die Frage, ob der Mensch ausschließlich als biologisches Wesen verstanden werden könne oder ob sein Dasein eine Dimension besitze, die über das materiell Fassbare hinausreiche.

Huber zog dabei Parallelen zur modernen Physik, deren Erkenntnisse immer wieder die Grenzen menschlicher Vorstellungskraft sichtbar machten. Unter Bezugnahme auf Gespräche mit bedeutenden Naturwissenschaftlern und Philosophen entwickelte er den Gedanken, dass die naturwissenschaftliche Beschreibung der Wirklichkeit nicht notwendigerweise deren vollständige Erklärung darstelle. Besonders die Bedeutung von Information in der modernen Wissenschaft eröffne für ihn eine philosophische Betrachtung über Ursprung, Ordnung und mögliche Fortdauer menschlicher Existenz. Die Vorstellung, dass Information eine grundlegende Eigenschaft der Wirklichkeit sei, diene ihm als gedankliche Brücke zwischen naturwissenschaftlichen Fragestellungen und religiösen Vorstellungen von Transzendenz.

Dabei unterschied Huber ausdrücklich zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und persönlicher Glaubensentscheidung. Die Grenzen des gegenwärtigen Wissens seien kein Beweis für die Existenz Gottes. Sie könnten jedoch Anlass zu intellektueller Bescheidenheit geben und die grundsätzliche Offenheit gegenüber Fragen fördern, die naturwissenschaftlich nicht abschließend beantwortet werden können. Für ihn selbst seien medizinische Wissenschaft und Theologie daher niemals unvereinbare Gegensätze gewesen, sondern hätten sich gerade im Umgang mit schwerkranken und sterbenden Menschen gegenseitig bereichert.

Ein weiteres zentrales Thema bildete das Selbstverständnis der Wissenschaft. Huber wandte sich gegen jede Form wissenschaftlichen Dogmatismus, der vorläufige Erkenntnisse als endgültige Wahrheiten behandle und abweichende Überlegungen vorschnell ausgrenze. Am Beispiel des Wiener Arztes Ignaz Semmelweis erinnerte er daran, dass auch grundlegende medizinische Erkenntnisse zunächst auf erheblichen Widerstand innerhalb der Fachwelt gestoßen seien. Wissenschaftlicher Fortschritt benötige deshalb nicht nur Fachwissen, sondern auch Zweifel, Offenheit und die Bereitschaft, bestehende Auffassungen zu überprüfen.

In diesem Zusammenhang betonte er die Bedeutung der Falsifizierbarkeit wissenschaftlicher Aussagen, wie sie insbesondere der österreichisch-britische Philosoph Karl Popper herausgearbeitet hatte. Wissenschaftliche Thesen müssten grundsätzlich überprüfbar und widerlegbar bleiben. Nicht die Zustimmung einer Mehrheit, sondern die Qualität der Argumente, die methodische Prüfung und die Bereitschaft zur Korrektur bestimmten den wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt. Huber kritisierte deshalb eine öffentliche Debattenkultur, in der wissenschaftliche Fragen gelegentlich mit politischen oder weltanschaulichen Loyalitäten vermischt würden. An die Stelle vorschneller Urteile müsse ein sachlicher, offener und respektvoller Austausch treten.

Ebenso unterstrich er die Verantwortung der Wissenschaft gegenüber der Öffentlichkeit. Forschung dürfe sich nicht ausschließlich innerhalb akademischer Einrichtungen bewegen, sondern müsse ihre Erkenntnisse auch Menschen außerhalb des jeweiligen Fachgebietes verständlich machen. Darin sah Huber insbesondere eine Aufgabe der Medien und der wissenschaftlichen Vermittlung. Komplexe Inhalte müssten nachvollziehbar erklärt werden, ohne sie dabei unzulässig zu vereinfachen. Die Verständlichkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse sei eine wesentliche Voraussetzung für eine mündige gesellschaftliche Diskussion.

Einen breiten Raum nahm anschließend die Epigenetik ein, ein Forschungsgebiet, mit dem sich Huber gegenwärtig intensiv beschäftigt. Sie untersucht unter anderem, wie Umweltbedingun-

gen, biologische Vorgänge und individuelle Erfahrungen die Aktivität von Genen beeinflussen können, ohne dass sich dabei zwangsläufig die zugrunde liegende DNA-Sequenz verändert. Zur Veranschaulichung verglich Huber das menschliche Genom mit der Hardware eines Computers, während epigenetische Regulationsmechanismen und bestimmte Formen der RNA-Regulation einer steuernden Software ähnelten. Diese bildhafte Gegenüberstellung verdeutliche, dass die Entwicklung eines Menschen nicht ausschließlich durch die genetische Ausstattung bestimmt werde.

Besondere Bedeutung maß Huber der Schwangerschaft und den ersten Lebensjahren bei. Er verwies darauf, dass frühkindliche Erfahrungen, Zuwendung, Bindung und Umweltbedingungen die Entwicklung eines Kindes nachhaltig beeinflussen können. Insbesondere die ersten tausend Lebenstage betrachtete er als eine entscheidende Phase, in der Grundlagen für Vertrauen, emotionale Sicherheit und spätere Verhaltensweisen entstehen. Auch die Pubertät beschrieb er als einen Entwicklungsabschnitt, in dem persönliche Erfahrungen und zwischenmenschliche Beziehungen besondere Wirkung entfalten könnten.



Daraus leitete er eine hohe Verantwortung der Eltern und des unmittelbaren familiären Umfeldes ab. Er vertrat die Auffassung, dass stabile menschliche Bindungen in der frühen Kindheit von grundlegender Bedeutung für die spätere seelische Entwicklung seien. Darüber hinaus formulierte Huber die Hypothese, dass ein Mangel an verlässlicher persönlicher Zuwendung zu den

psychischen Belastungen beitragen könnte, die heute bei manchen Jugendlichen zu beobachten seien. Dies stellte er als eigene Deutung zur Diskussion, nicht als abschließend bewiesene Erklärung der vielfältigen Ursachen jugendlicher psychischer Erkrankungen. Die angesprochenen Zusammenhänge zwischen epigenetischen Prozessen, frühkindlichen Erfahrungen und späteren psychischen Entwicklungen bedürfen weiterhin differenzierter wissenschaftlicher Untersuchung.

Über die medizinischen Fragestellungen hinaus beschäftigte sich Huber mit den gesellschaftlichen Bedingungen einer offenen Diskussionskultur. Er berichtete von persönlichen Erfahrungen, bei denen seine Verbindung medizinischer Wissenschaft mit christlichen Überzeugungen auf Ablehnung oder scharfe Kritik gestoßen sei. Insbesondere im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit in der Bioethikkommission und seinem öffentlichen Eintreten für religiöse und philosophische Fragestellungen habe er erlebt, dass persönliche Überzeugungen mitunter stärker beurteilt würden als die sachlichen Inhalte wissenschaftlicher Arbeit.

Rückblickend erklärte er, dass ihm das Älterwerden eine größere innere Unabhängigkeit gegenüber solchen Angriffen ermöglicht habe. Mit zunehmender Lebenserfahrung verliere die Sorge um berufliches Fortkommen und öffentliche Anerkennung an Bedeutung. Dadurch wachse die Freiheit, auch unpopuläre Positionen ohne Angst vor persönlichen Konsequenzen zu vertreten.



Huber verband diese persönlichen Erfahrungen mit einer grundsätzlichen Kritik an gesellschaftlichen Formen der Ausgrenzung. Er warnte davor, Menschen wegen abweichender Auffassungen moralisch zu verurteilen, anstatt sich mit ihren Argumenten auseinanderzusetzen. Eine offene Gesellschaft müsse die Möglichkeit des Irrtums ebenso anerkennen wie die Fähigkeit des Menschen, seine Einsichten zu verändern. Auch wer einen Fehler begehe, müsse die Chance erhal-

ten, daraus zu lernen. Öffentliche Demütigung und persönliche Vernichtung dürften nicht an die Stelle sachlicher Kritik treten.

Als Gegenentwurf zu dieser Haltung hob Huber das Prinzip der Vergebung hervor. Der Gedanke, anderen Menschen ihre Fehler nicht dauerhaft vorzuhalten, sondern Verständigung und Versöhnung zu ermöglichen, besitze für ihn sowohl eine christliche als auch eine allgemeine gesellschaftliche Bedeutung. Eine Kultur des Vergebens könne helfen, die zunehmende Polarisierung öffentlicher Debatten zu überwinden.

Den Abschluss seiner Überlegungen bildete erneut die Frage nach der Endlichkeit des menschlichen Lebens. Aus seiner jahrzehntelangen Erfahrung als Mediziner betonte Huber, wie bedeutsam die Hoffnung für Menschen in existenziellen Grenzsituationen sein könne. Der christliche Glaube an ein Leben über den Tod hinaus eröffne dabei eine Perspektive, die über die biologisch beschreibbare Existenz hinausreiche. Diese Überzeugung lasse sich nicht als naturwissenschaftliche Tatsache beweisen, könne aber zu einer tragenden persönlichen Gewissheit werden und Menschen auch angesichts von Krankheit und Tod Kraft geben.

Gerade in dieser Hoffnung erkannte Huber eine bleibende Botschaft des heiligen Thomas Morus. Dessen Bereitschaft, für sein Gewissen selbst das eigene Leben einzusetzen, gründete aus Hubers Sicht in der Überzeugung, dass der Tod nicht das letzte Wort über den Menschen habe. Dieser Gedanke habe auch ihn selbst über viele Jahre begleitet und sein ärztliches wie persönliches Selbstverständnis entscheidend geprägt.

Schlussbetrachtung – Die bleibende Bedeutung des Thomas-Morus-Preises

Die Ehrung von Univ.-Prof. DDr. Johannes Huber machte deutlich, dass der Thomas-Morus-Preis des Alten Ordens vom St. Georg weit über die Anerkennung einer wissenschaftlichen oder beruflichen Lebensleistung hinausgeht. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie ein Mensch mit Erkenntnis, persönlicher Überzeugung und moralischer Verantwortung umgeht, insbesondere dann, wenn diese Haltung auf Widerstand stößt.

Die Ansprachen und Ausführungen des Abends verbanden unterschiedliche Perspektiven auf ein gemeinsames Anliegen: Wissenschaft benötigt die Freiheit des kritischen Denkens, der Glaube die Bereitschaft zur vernünftigen Auseinandersetzung und die Gesellschaft Menschen, die auch unter schwierigen Umständen ihrem Gewissen treu bleiben.

Mit Johannes Huber wurde eine Persönlichkeit gewürdigt, deren Lebensweg durch wissenschaftliche Neugier, interdisziplinäres Denken, öffentliches Engagement und die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit grundlegenden Fragen menschlicher Existenz geprägt ist. Sein Wirken verdeutlicht, dass wissenschaftliche Forschung und religiöse Überzeugung in einer Person zusammentreffen können, ohne notwendigerweise zu identischen Antworten zu gelangen.

Der heilige Thomas Morus bleibt dabei das verbindende Vorbild: Nicht gesellschaftlicher Erfolg, politische Macht oder öffentliche Zustimmung bestimmen letztlich den Wert einer menschli-

chen Haltung, sondern die Bereitschaft, für die als wahr erkannten moralischen Grundsätze Verantwortung zu übernehmen.



In diesem Sinne versteht der Alte Orden vom St. Georg die Verleihung des Thomas-Morus-Preises zugleich als Anerkennung einer beispielhaften Lebenshaltung und als Ermutigung, Wahrheit, Gewissensfreiheit, Menschenwürde und christliche Verantwortung auch in der Gegenwart entschlossen zu vertreten.